

## Seite 3

Es herrscht munteres Treiben vor dem arabischen Restaurant Al Sham in der Weddinger Heinz-Galinski-Straße. Es ist einer dieser ersten warmen Tage in Berlin. Die Tische vor dem Lokal sind alle besetzt, Familien, Gruppen junger und alter Männer sitzen beieinander. Die Stimmung ist aufgekratzt, denn es ist Bayram, der Festtag zum Ende des Fastenmonats Ramadan. Das feiern die Muslime, von denen viele hier im Stadtteil Gesundbrunnen leben. Das Al Sham ist einer ihrer beliebtesten Treffpunkte, einer mit einem bemerkenswerten Nachbarn. Wenige Schritte neben dem Lokal liegt das Jüdische Krankenhaus (JKB). Eine große Bronzetafel neben der Zufahrt informiert über seine besondere Geschichte. An diesem Standort befindet es sich seit 1914, doch seine Geschichte geht zurück bis ins Jahr 1756; es ist eines der ältesten Krankenhäuser Berlins.

Ein jüdisches Krankenhaus mitten in einer arabisch geprägten Nachbarschaft? Kann das gut gehen in einer Stadt, aus der jüngst Nachrichten über Demonstrationen arabischer Mitbürger mit antisraelischen und antisemitischen Parolen die Runde machten? Und wie jüdisch ist dieses Krankenhaus eigentlich noch? Ist das nur ein Name oder auch ein Programm? Das lässt sich herausfinden an diesem Ort, an dem jüdische und arabische Kultur wie nirgendwo sonst in Berlin aufeinandertreffen, sich aneinander reiben und vermischen.

Zu den traurigen Realitäten in Deutschland zählt, dass jüdische Einrichtungen hier unter Polizeischutz stehen müssen. Keine Synagoge, keine Schule, kein Gemeindehaus, vor dem nicht Polizisten patrouillieren, um antisemitische Übergriffe zu verhindern.

#### Im Kiez verankert

Vor dem Jüdischen Krankenhaus gibt es keine weithin sichtbare Bewachung. „Wir sind stolz darauf, dass wir hier nicht überall Wachschutz haben und alles abgesperrt ist“, sagt Brit Ismer vom Vorstand des Krankenhauses. Die Sache mit dem Polizeischutz sei ganz einfach: „Den brauchen wir nicht, weil wir für die muslimische Gemeinschaft hier im Kiez ihr Krankenhaus sind. Die Bevölkerung nimmt uns als Normalität wahr.“ Natürlich gebe es auch mal Mails mit antisemitischen Tönen oder einen feindseligen Spruch in der Notaufnahme. Aber das sei nicht prägend. „Gerade in diesem Kiez sagen die Leute eher: Na, kosher ist ja fast wie halal, das passt irgendwie zusammen.“ Muslimische Eltern bringen auch ihre Söhne zur rituellen Beschneidung ins „Jüdische“. Einen größeren Vertrauensbeweis kann man sich kaum vorstellen.

Brit Ismer leitet das JKB seit über 20 Jahren als kaufmännische Direktorin. Sie ist selber keine Jüdin, aber sie ist sich der Gratwanderung sehr bewusst, die sie hier tagtäglich unternehmen: einerseits die jüdischen Traditionen und Eigenschaften zu wahren, andererseits aber gerade aufgrund der ganz besonderen Geschichte des Krankenhauses eine bewusste Kultur der Nichtausgrenzung zu pflegen.

„Wir sind ein offenes Haus, jeder ist willkommen“, sagt sie. Es arbeiten Menschen aus 58 Nationen an der Klinik, darunter viele Muslime und Musliminnen, die selbstverständlich ein Kopftuch tragen, wenn ihnen das wichtig ist. Nur bei gleicher Qualifikation werden jüdische Bewerber bei Einstellungen vorgezogen, das schreibt die Satzung der Stiftung vor, die das Krankenhaus seit 1963 trägt. Ebenso, dass stets ein Bett für jüdische Patienten freigehalten werden muss. „Wir würden nie einer jüdischen Person sagen: Wir sind voll belegt, Sie müssen woanders hingehen.“

Das gehe natürlich nur, wenn diejenigen, die kommen, sich als Juden zu erkennen gäben. Das werde sonst nicht erfasst. „Das hat auch etwas mit der Historie zu tun, dass es Zeiten gab, wo Juden ein Etikett hatten und deshalb verfolgt wurden, denken Sie nur an den Gelben Stern. Wir wollen das gar nicht wissen.“ Wenn es den Wunsch nach koscherem Essen gebe oder nach dem Besuch eines Rabbiners, werde der erfüllt. Das gelte aber auch für andere Religionen und deren Regeln.

Der Bezug auf die Geschichte des Krankenhauses spielt eine wichtige Rolle für die Verantwortlichen, und dabei geht es vor allem um die Jahre zwischen 1933 und 1945, die Herrschaftszeit der Nationalsozialisten, die sich die Ausrottung der Juden zum Ziel gesetzt hatten. Eigentlich gehört es zum Allgemeinwissen, dass die Nazis im Laufe dieser Jahre alle jüdischen Einrichtungen in Deutschland geschlossen, die Juden aus dem öffentlichen Leben entfernt, sie verfolgt, verjagt oder ermordet hatten. Nur wenige wissen, dass es eine einzige jüdische Institution gab, die ununterbrochen bis zur Befreiung 1945 gearbeitet hat: das Krankenhaus in Gesundbrunnen.



Blick auf das Gelände des JKB



Die HNO-Abteilung der Klinik im November 1938 ABRAHAM PISAREK/BPK



Die Geschichte des Jüdischen Krankenhauses reicht bis ins Jahr 1756 zurück. Seit 1914 befindet es sich in Gesundbrunnen.

MARKUS WÄCHTER/BERLINER ZEITUNG (3)



Die Decke des modernen Eingangsbereichs ziert ein Davidstern.

# Ein Berliner Frieden

Das Jüdische Krankenhaus liegt mitten in einer muslimisch geprägten Nachbarschaft. Wie funktioniert dort in Gesundbrunnen das Zusammenleben? Ein Besuch

HOLGER SCHMALE

Als am 24. April 1945 die ersten sowjetischen Soldaten den damaligen Haupteingang an der Iranischen Straße erreichten, trat ihnen ein einst aus der Sowjetunion geflüchteter Mann entgegen und sagte auf Russisch: „Nicht schießen! Das ist das jüdische Krankenhaus, wir sind Juden!“ Der Sowjetsoldat antwortete misstrauisch: „Ihr seid Juden? Unmöglich!“ Und dann in gebrochenem Deutsch: „Nichts Juden. Juden kaputt. Die Juden sind alle tot.“ So berichtet es der amerikanische Autor Daniel B. Silver in seinem akribisch recherchierten Buch „Überleben in der Hölle“ über das JKB in der Zeit des Nationalsozialismus.

Tatsächlich befanden sich zu der Zeit etwa 800 überwiegend jüdische Menschen in dem Krankenhaus, die sich in den Kellern zum Schutz vor Bomben und Granaten der letzten Kriegstage verborgen hatten. Es waren Ärzte, Krankenschwestern, Patienten und Untergetauchte, die hier überlebt und in den letzten Jahren oft auch gelebt hatten. Das Personal hatte bis zum Schluss eine zwar dramatisch reduzierte, aber dennoch funktionierende medizinische Versorgung aufrechterhalten. Den Unterlagen zufolge arbeiteten am Tag der Befreiung noch etwa zehn

Ärzte und 20 Krankenschwestern in dem Haus, das keine größeren Kriegsschäden erlitten hatte.

In den letzten Kriegsjahren waren die Zustände aber immer unerträglicher geworden. 1943 wollte die Gestapo das Krankenhaus schließen, was ausgerechnet die SS wohl aufgrund konkurrierender Interessen verhinderte. Der Preis dafür war, dass 300 Mitarbeiter und Patienten deportiert und umgebracht wurden. Die Klinikleitung wurde gezwungen, die Betroffenen auszuwählen. Im gleichen Jahr wurden Dutzende Patienten der Psychiatrie in einen Wald bei Oranienburg gebracht und dort erschossen. Die Zugänge wurden überwacht, Mitarbeiter wie Patienten ständig drangsaliert und von Spitzeln beobachtet.

Dennoch blieb das Krankenhaus für viele Juden eine letzte rettende Insel vor Verfolgung und Vernichtung, ein Ort der

Mitmenschlichkeit, Hilfe und Solidarität. Das JKB hat immer weiter gearbeitet. Am 14. April 1945 ist die Geburt des letzten Kindes vor Kriegsende verzeichnet, ein jüdisches Mädchen. Unter dem 11. Mai die Geburt des ersten Kindes im Frieden, Tochter einer protestantischen Mutter.

Das meint Brit Ismer, wenn sie sagt: „Es ist mir eine Ehre und Verpflichtung, wenn man die Geschichte dieses Hauses sieht und was die Menschen, die vor uns hier gewirkt haben, geleistet haben. Das prägt einen. Wir haben auch manche Probleme, Pandemie, Inflation, Krankenhausreform, alles schwierig. Aber dann denke ich manchmal: Was unsere Vorgänger hier erlebt haben, das war existenzbedrohend, da ging es ums nackte Leben, da werden wir doch wohl so ein paar Krisen bewältigen. Das bringt diese Geschichte auch mit sich, dass man sagt: Leute, das kriegen wir hin, da haben wir hier eine gute Tradition und die setzen wir fort.“

Es sind die Sätze einer ebenso engagiert und resolut wie verbindlich auftretenden Frau, die Autorität ausstrahlt. Sie ist als Vorsitzende der Berliner Krankenhausgesellschaft über das JKB hinaus eine wichtige Akteurin des hiesigen Gesundheitswesens.

Das Gespräch mit ihr und einigen Mitarbeitern findet im Sitzungssaal des Vorstandsgebäudes statt, eines der aus dem Baujahr 1914 erhaltenen Häuser. Während der Nazizeit waren hier die Büros der leitenden Ärzte und der Verwaltung. Es kann also gut sein, dass genau hier der berüchtigte, 1942 eingesetzte ärztliche Direktor Dr. Dr. Walter Lustig seinen Geschäften nachging. Er hatte gute Beziehungen zum Reichssicherheitshauptamt der SS, dem das JKB unterstellt war. Das brachte Lustig, einem langjährigen Funktionär der Jüdischen Gemeinschaft, einerseits den Vorwurf von Zeitzeugen ein, er habe mit den Nazis kollaboriert. Andererseits ist auch belegt, dass er zahlreiche Juden vor der Deportation bewahrt und letztlich für das Überleben des Krankenhauses gesorgt hatte. Wie hätte das ohne Zusammenarbeit mit den Machthabern gehen können?

Lustig wurde nach Berichten von Augenzeugen im Juni 1945 von sowjetischen Offizieren im JKB abgeholt und nie mehr gesehen. Er soll im Straflager Sachsenhausen hingerichtet worden sein. So bleibt seine wahre Rolle im Dunkeln.

Das gilt auch für die Frage, was die Nationalsozialisten bewogen hat, diese einzige jüdische Institution vor der Vernichtung zu verschonen. Ein Motiv dürfte gewesen sein, dass die SS es vorteilhaft fand, hier eine große Zahl der aus verschiedensten Gründen noch in Berlin lebenden Juden unter Kontrolle zu haben. Immer wieder ließ sie von hier aus auch wahllos Menschen in Vernichtungslager transportieren. Im Sommer 1944 richtete sie auf dem Gelände sogar das letzte Deportationslager Berlins ein.

#### Eine Synagoge im Park

Im Haus werden die jüdischen Traditionen heute behutsam gepflegt. Im Erdgeschoss ist eine kleine Ausstellung mit dem Motto „Erinnerung ist Gegenwart“ zur Geschichte des JKB installiert. Erst beim näheren Hinsehen zeigen sich andere Zeichen jüdischen Lebens. An den Pfosten der Eingangstüren zu den Bettenhäusern sind Mesusot angebracht, kleine Behälter, die eine Pergamentrolle mit einem Gebet zum Schutz der Bewohner enthalten. Die Decke des modernen Eingangsbereichs ziert ein großer Davidstern, und im Park lädt eine stets geöffnete Synagoge Menschen aller Glaubensrichtungen zu Momenten der Andacht und Stille ein.

Entscheidender sei der gute Umgang der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, berichten Zvetana Eichhorn und Khaled Woshnak, eine jüdische Krankenschwester die eine, ein muslimischer Arzt der andere. Der aus Israel stammende Woshnak erzählt von seinen Eindrücken, als er 2016 als Kardiologe am JKB angefangen habe. „Schon nach ein paar Wochen habe ich mir gesagt: Wenn wir so etwas in Israel hätten, gäbe es Frieden. Es ist den Kolleginnen und Kollegen hier einfach egal, wer Jude, Muslim, Christ oder sonst etwas ist. So ein Gefühl hatte ich in Israel nie. Da ist es extrem stressig, auch in den Krankenhäusern, zwischen Mitarbeitern, zwischen Patienten oder in der Beziehung Patient-Arzt, Patient-Pfleger. So etwas erlebt man hier gar nicht.“

Seine Kollegin, deren Familie 1994 als jüdische Kontingentflüchtlinge aus der sowjetischen Ukraine nach West-Berlin gekommen ist, erzählt von der warmherzigen Aufnahme am JKB. Nach fast 30 Jahren könne sie nur sagen: „In der Politik wird sehr viel über Integration gesprochen, hier wird sie gelebt. Auf meiner Station arbeiten Katholiken, Protestanten, Muslime aus der Türkei und aus Marokko, ich als Jüdin. Wir arbeiten nicht nur zusammen, wir feiern zusammen, haben private Freundschaften, wir grüßen uns zu Ostern, zu Pessach, zu Bayram, das ist alles selbstverständlich, das ist unser Leben. Es wäre schön, wenn das überall so wäre.“

Neben seiner Rolle als Kiezkrankenhaus hat sich das JKB mit seinen 730 Mitarbeitern und 380 Betten in den vergangenen Jahren auch einen Ruf medizinischer Exzellenz in verschiedenen Bereichen erworben. Besonders die Kardiologie, das Gefäßzentrum und die Psychiatrie mit ihrer Suchtstation haben Patienten aus ganz Berlin und dem Umland. Außerdem ist das JKB eines von 32 Berliner Notfallkrankenhäusern mit einer 24 Stunden besetzten Notaufnahme.

Der Besuch soll mit einem Rundgang enden, als plötzlich Polizeiautos mit Blaulicht auf das Gelände jagen. Schwer bewaffnete Polizisten laufen in das Gebäude, andere sperren Zugänge ab. Auf einer Station bedrohe ein Patient Leute mit einem Messer, ruft ein Mitarbeiter. Brit Ismer nimmt die Information gelassen zur Kenntnis. Später meldet die Polizei, ein Beamter habe den Mann mit einem Schuss ins Bein aus dem Verkehr gezogen. Nachrichten aus einem ganz normalen Großstadtkrankenhaus, das doch keines ist wie jedes andere.